

Michaela Maria Müller

# Zonen der Zeit

Roman

Quintus

1. Auflage 2024  
© Quintus-Verlag  
Binzstraße 19, 13189 Berlin  
[www.quintus-verlag.de](http://www.quintus-verlag.de)

Satz und Gestaltung: Ralph Gabriel, Berlin  
Umschlaggestaltung: Oda Ruthe, Braunschweig  
Druck und Bindung: Finidr, s.r.o., Český Těšín

ISBN 978-3-96982-096-4

*Für Daniel*

In welcher Weise unterschieden sich Dinge, die in die Zeit eingetaucht sind, von solchen, die nie berührt wurden von ihr?

W.G. Sebald, *Austerlitz*

Wir alle bauen die Welt im Austausch miteinander und erfahren dabei, dass es die Welt an sich nicht gibt, sondern dass sie erst entsteht, während wir uns einander öffnen und miteinander leben lernen.

Marica Bodrožić, *Die Arbeit der Vögel*

*Bevor meine Mutter mit mir in die Stadt zog, saßen wir ein paar Monate auf gepackten Koffern, eine Zeit im Dazwischen, in der meine Eltern viel stritten.*

*Ich sehe meinen Vater an der Straße stehen, wie er stundenlang den Fahrzeugkolonnen zusah. Er verließ das Land in dem schier unendlichen Strom von Panzern, Haubitzen, Sprengköpfen und Lkw, an den sich heute kaum jemand erinnert.*

*Meine Mutter traf ihre Entscheidung über dem Abwasch, mir den Rücken zugewandt, den Blick auf die Fliesen mit den Blütenornamenten geheftet. Sie drehte sich um und sagte: Wir gehen. In der Stadt pachtete sie einen leer stehenden Bahnsteigkiosk. Dort wickelten wir uns im Winter in warme Decken, tranken schwarzen Tee und sie schabte mir Äpfel, die ich vom Messer lecken durfte.*

*Manchmal kamen zwei U-Bahnen, ohne dass jemand etwas kaufte. Die Zeit dehnte sich. Ich begann, mir das Mindesthaltbarkeitsdatum von Schokoriegeln, Süßigkeiten und Saftpäckchen zu merken. Wie in einer Sanduhr zählte der schwarze Stempel die Zeit herunter.*

*Ich bin von Beruf Zeithistoriker geworden. Wenn jemand wissen wollte, was ich mache, erklärte ich, dass ich die Epoche der Mitlebenden beschreibe. Das tat ich. Ich war einer der Bearbeiter der Akten des Auswärtigen Amtes. Jetzt war das Jahr 1991 an der Reihe. Es hatte wie kein anderes den Lauf meines Lebens verändert. Ich wäre gern wegen Befangenheit ausgeschlossen worden. Bis ich Enni traf.*



## Jan

Es zog mich wieder an Kioske, Trinkhallen und Tankstellen zurück, die das bürgerliche Leben, das ich heute hatte, nur flüchtig streifte. Eine Frau wartete vor mir in der Schlange und war mit ihrem Telefon beschäftigt. Ihre Haare waren rot und schwebten einen Daumen breit über ihren Schultern, berührten sie aber nicht. Die Bomberjacke war ihr zu groß, dazu trug sie einen Lederrock und schwarze halbhohe Schnürstiefel.

Der neue Kassierer verlangte ihren Ausweis. Sie wollte ein Bier kaufen. Ich kannte das noch von der Arbeit am Kiosk. Man konnte die Person danach einen Augenblick beobachten, weil sie überrascht war. Der Kassierer kannte die Situation aber noch nicht.

Die Überraschung der Frau fiel kurz aus. Sie zuckte mit den Schultern und legte ihr Telefon neben die Kaugummis, Schokoriegel, Vapes und das Spendensparschwein für die Freiwillige Feuerwehr. Währenddessen lächelte uns ein Mann auf ihrem Handy in einem Segelboot entgegen, ein Profil in einer Dating-App.

Die Frau holte ihren Personalausweis aus dem Portemonnaie und zeigte ihn. Sie zahlte, nahm das Bier und musterte mich beim Hinausgehen. Als ich mein Haselnusseis draußen auspackte, saß sie auf der Straßenseite gegenüber auf einer Bank. Ab und zu nahm sie einen Schluck aus der Flasche. Am Boden lagen Zigarettensammel, daneben strahlte der Löwenzahn mit zackigen

Blätterkränzen durch Risse im Asphalt wie ein grünes Blattfeuerwerk am Boden. Die Frau schaute mir noch einmal nach, einen Moment und abwesend, wie sie den vorbeifahrenden Autos nachschaute.

## **Enni**

Ich hatte ihn schon einmal gesehen. Wahrscheinlich auf Anfahrt. Ich behielt immer auch den Gehweg im Blick, falls jemand, der gerade Musik hörte oder sonst wie abgelenkt war, uns übersah, während wir mit achtzig Sachen zum Einsatz unterwegs waren.

Er fiel mir auf mit seinen stechend grauen Augen – und mit seinen Haaren, die – das klingt bestimmt kitschig – im Herbst in die Landschaft passten, weil sie weizenblond waren. Ich schätzte ihn auf Anfang vierzig.

Alter schätzen konnte ich gut, das gehörte zu meinem Beruf. Ich nahm Notrufe in der Leitstelle entgegen und war Gruppenführerin bei der Freiwilligen Feuerwehr.

Jan hatte an dem Abend ein moosgrünes Lodenjackett an, das ein bisschen spießig aussah, darüber eine Jacke, auch spießig. Ich stellte mir eine Frau dazu vor, die das Jackett auch nicht mochte. Er trug es trotzdem täglich, weil es teuer gewesen war. Im Sommer war es ihm ein bisschen zu groß und im Winter zu klein, wenn er es mit Pullovern warm polstern musste.

Er war drahtig und schmal, aber alles andere als sportlich und in der Schule bestimmt der, der auf Klassenfotos wegen seiner Größe nach hinten gestellt worden war. Die langen Beine gaben seinem Gang etwas Gewichtiges, ohne dass er etwas dafür tun musste.



Er trug einen breiten goldenen Ring am rechten Finger. Ich hatte bei Einsätzen schon viele eingewachsene Ringe bei Männern gesehen. Der ließ sich bestimmt nicht ohne Weiteres abziehen, wenn überhaupt.

## Jan

Meine Schlüssel fehlten. Sie waren nicht in der Jackentasche, nicht in der Jeans und nicht im Jackett. Meine Haustürschlüssel und der für das Archiv. Zu Hause hatte ich die Tür hinter mir zugezogen, zu einem Zuhause, in dem ich gerade allein war, denn meine Frau war mit Max und Leon zu ihren Eltern gefahren. Ich hätte eine Nacht auf einem der Gartenstühle auf der Terrasse schlafen und später ins Homeoffice starten können, das war nicht das Problem. Das Problem war der Schlüssel fürs Archiv.

Wir Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter waren die Ersten, die nach dem Ende der dreißigjährigen Sperrfrist wieder mit den Akten arbeiten durften. Ich dachte viel über diesen Zeitraum nach. Darüber, wie Erinnerung funktionierte und was den Blick auf Geschichte bestimmte. Die Sperrfrist von dreißig Jahren war im Archivgesetz bestimmt. So lange ruhten die Akten und durften nicht eingesehen werden. Nach dreißig Jahren konnten Dinge also neu verhandelt werden. Aber wollten wir das? Und wo war *meine* Geschichte in der großen?

Es war nicht einfach, die gebotene Distanz bei der Arbeit einzuhalten, die über allem stand, nicht nur

für mich. Einer meiner Vorgesetzten bemerkte hin und wieder, dass 1991 das Jahr gewesen sei, in dem das Ende des Kommunismus eingetreten war. Er sagte Ende des Kommunismus und meinte das Ende der Sowjetunion.

Für die Aktenedition des Auswärtigen Amtes interessierten sich nicht besonders viele. Hier und da gab es eine wohlwollende Erwähnung für unsere Kärnerarbeit, wie es manchmal hieß. Wir wählten jedes Jahr bis zu vierhundert Dokumente aus, die vor dreißig Jahren für das außenpolitische Handeln der Bundesrepublik bestimmend gewesen waren. Es war wichtig, dass es die Edition gab, das wussten wir. Autokraten sperrten weg oder ließen vernichten. Demokratien leisteten sich solche Dokumentationen, einmal Außenpolitik für alle.

In die nächste Ausgabe konnten zum ersten Mal Abbildungen und Fotos aufgenommen werden. Welche das aber sein sollten, davon hatte jeder eine eigene Ansicht. Mein Kollege Christoph diskutierte mit einem der Herausgeber, die vorgesehene Abbildung eines handschriftlichen Geburtstagsschreibens des Außenministers an den Kanzler zu streichen. Der Herausgeber war der Meinung, es würde das enge Verhältnis der beiden beschreiben, Christoph sagte, das Schreiben habe keinen Quellenwert, das sei höchstens Hofhistoriografie.

Auf meinem Schreibtisch lagen die Abzugspläne der Sowjettruppen von Anfang '91. Vier eng bedruckte Tabellenseiten mit den Standorten, die aufgelöst

werden sollten. Armeeangehörige, Zivilangestellte und ihre Familien, insgesamt eine halbe Million Menschen, von denen die meisten nicht wussten, wo sie nach ihrer Rückkehr wohnen würden.

Wenn die Akten in einen Einblick gewährten, dann in das Alles oder Nichts dieser Zeit. Aber da war etwas, das ich nicht zu fassen bekam. Vielleicht verlangten die Akten andere Fragen, als wir sie bisher gestellt hatten? Doch für die großen Fragen, über die wir uns früher die Köpfe heiß geredet hatten, war keine Zeit. Hinzu kam die Hierarchie am Institut und unsere Erfahrung, die wir im Lauf der Jahre erworben hatten und die man nicht beiseiteschieben sollte.

Meine eigene Erinnerung an diese Zeit blieb verwaschen. Ich sah mich im Kiosk mit dem Brett, das ich jeden Tag nach der Schule über das Handwaschbecken mit der rosa Seife gelegt hatte. Dort machte ich auf einem Hocker meine Hausaufgaben. Ich erinnerte mich an den schwarzen Tee und seinen Dampf, wie wir ihn auf den U-Bahnsteig geblasen hatten und die geschabten Äpfel, die mir meine Mutter auf dem Messer wie einem Spatzen in den Mund geschoben hatte, was ich geschehen ließ, obwohl ich schon zehn Jahre alt gewesen war. Die zwei Decken, die sie am Abend gefaltet hatte und auf den Stuhl legte.

Ich hatte versucht, mich auf 1991 vorzubereiten. Es war das erste Kalenderjahr des wiedervereinigten Deutschlands. Im November 1990 war die Charta von Paris unterzeichnet worden, ein Aufbruch. Die Zukunft gehörte den liberalen Demokratien und der

Marktwirtschaft, in denen Menschen- und Minderheitenrechte geachtet wurden und jede und jeder seinen Platz hatte. Das Ende der Geschichte, wie Fukuyama und andere damals dachten. Dieser Aufbruch war eingeschrieben in die Zeit, auch in unsere Geschichte. '91 war das Jahr, in dem unsere Familie zerbrochen war und meine Mutter und ich nach Berlin gingen.

Ich bekam nicht zu fassen, was mich umtrieb. Nach Feierabend ging ich stundenlang spazieren, immer dieselbe Strecke, vielleicht um die Vergangenheit einzukreisen und ihr mit diesem Radius Raum zu geben, aber ich konnte trotzdem keine Frage formulieren. Bilder reihten sich aneinander, aber sie ergaben keine Erzählung.

Ich erinnerte mich an die Anrufe meines Vaters, als ich zehn war. Er war mit seiner neuen Frau nach Georgien gezogen. Die beiden hatten sich im Russenmagazin in der Nähe der Kaserne kennengelernt, wo meine Eltern gearbeitet hatten. Dort kauften sowjetische Armeeangehörige und ihre Familien, aber auch DDR-Bürger ein.

Ich versuchte, mich für ihn zu freuen, zu verstehen, weshalb es für ihn wichtig war, uns zu verlassen. Es war so etwas wie eine Auszeichnung gewesen, dass er mit mir wie mit einem Erwachsenen sprach. Doch der Stolz, dass er mit mir so sprach, machte mich nicht größer oder reifer. Er wich nach den Anrufen, in denen ich mich als aufmerksamer Zuhörer zeigte und bei Witzen ausgelassener als nötig lachte, einer Bedrücktheit. Wenn ein paar Jahre später das Telefon zur Abend-

brotzeit klingelte, stand ich auf, ging zur Toilette, setzte die Kopfhörer auf und hörte laut Musik.

In den Akten las ich jetzt, dass er recht gehabt hatte. Vier Millionen Quadratmeter Wohnraum wurden in der Sowjetunion für die ehemaligen Armeeingehörigen und Zivilangestellten aus der DDR geschaffen. Ich konnte mir nicht vorstellen, was vier Millionen Quadratmeter bedeuteten und rechnete: einhunderttausend Wohnungen mit einer Größe von vierzig Quadratmetern. Das war viel.

Mein Vater hatte Glück gehabt, eine solche Wohnung zu bekommen, denn die meisten wurden unter der Hand vergeben, erfuhr ich.

Wenn er mich damals ans Telefon bekam, nannte er mich Maltschik, als habe er vergessen, dass er einen Sohn mit dem Namen Jan hatte. Und ein paar Jahre später war ich auch kein Maltschik mehr, sondern ein Nadsat, ein Teenager. Vielleicht wollte er diesen Maltschik, der ich war, bevor er uns verlassen hatte, festhalten. Er wollte wissen, wie es mir ging. Von sich erzählte er nie.

»Ich bin jetzt ein Nadsat, Vater«, sagte ich eines Tages überlegen und trotzig zu ihm. Glupjek, hatte ich ihm dann leise hinterhergeflucht, den Hörer neben das Telefon gelegt und war mit dem Walkman wieder im Bad verschwunden.

Ich klopfte noch einmal alles ab, während die Frau auf der Bank mich beobachtete. Jeans, Jacke, Jackett. Entweder hatte ich die Schlüssel verloren oder zu Hause vergessen.

## **Enni**

Mir fiel wieder ein, woher ich ihn kannte. Er lief immer auf derselben Seite die Straße entlang, den Kopf nach unten, als ob er etwas suchte. Ich hatte ihn bisher bloß aus der Entfernung gesehen, deshalb erkannte ich ihn in der Tankstelle erst nicht. Wie es aussah, hatte er jetzt wirklich etwas verloren. Ich starrte ihn an.

Die meisten Menschen verändern ihr Verhalten, wenn sie merken, dass sie beobachtet werden. Manche mögen die Aufmerksamkeit, andere werden misstrauisch, weil sie nicht wissen, warum sie beobachtet werden, wieder andere bekommen schlechte Laune, weil sie in Ruhe gelassen werden wollen, und manche werden unsicher bei dem, was sie gerade tun.

Ihm, wie er da so stand, ihm war es egal. Es beeindruckte ihn nicht.

## **Jan**

»Alles oder nichts, wofür würdest du dich entscheiden?« Sie schickte mir diese Frage hinterher wie einen Papierflieger, der im äußersten Blickfeld zu Boden ging.

Ich drehte mich um. Sie stemmte sich mit beiden Armen von der Bank hoch, als ob die Bank ein Sportgerät wäre. Das Handy mit den Männern auf den Segelbooten steckte sie in die Jackentasche und nahm die Bierflasche.

»Erstmal meine Schlüssel, ehrlich gesagt«, antwortete ich und deutete an, dass ich es eilig hatte. Dann lief sie neben mir. Sie kam von hier, das merkte ich an der Selbstverständlichkeit, mit der sie die Dinge tat.

»Und wenn du sie gefunden hast?«

»Dann würde ich alles nehmen. Alles, was ich kriegen kann«, hörte ich mich antworten.

Es konnte vorkommen, dass ich Dinge sagte, die mir nächsten Augenblick fremd waren. Als ob sie nicht zu mir gehörten. Aber dann fragte ich mich, ob es sich genau andersherum verhielt, dass die Worte zu mir gehörten, und ich war mir fremd? Nein, das konnte nicht sein. Ich stand mit beiden Beinen im Leben und hatte eine Familie, war Vater von zwei Kindern und in einem akademischen Beruf tätig.

Die Angewohnheit brachte mich jedenfalls in eigenartige Situationen. Es passierte, dass Kollegen und Kolleginnen nach einem solchen Aussetzer bei der nächsten Konferenz einen Bogen um mich machten. Andere rechneten mir meine unfreiwillige Aufrichtigkeit hoch an. Mit meinem Kollegen Christoph hatte sich danach fast so etwas wie eine Freundschaft entwickelt. Es steckte eine gewisse Ironie darin, dachte ich, dass ich jetzt im Archiv des Auswärtigen Amtes arbeitete. Als Diplomat wäre ich nicht zu gebrauchen gewesen.

»Ich würde alles nehmen, alles was ich kriegen kann«, wiederholte die Frau mit den roten Haaren amüsiert und doch mit einer Ernsthaftigkeit. »Du siehst nicht aus wie einer, der alles will.«

Ich verteidigte mich nicht. Zurücknehmen konnte ich die Worte trotzdem nicht. In diesem Fall, dachte ich, konnte ich sie stehen lassen, weil sie sich höchstens gegen mich richteten.

Sie fuhr fort: »Und was wäre, wenn du alles hättest, aber niemand bist?«

»Hältst du mich für niemand?«, fragte ich.

»Na ja, ich versuche, es zu verstehen. Vielleicht bist du jemand mit einem guten Job, einer Frau und zwei Kindern und einer Affäre.«

Interessant, dass sie in Erwägung zog, dass ich eine Affäre haben könnte. Tatsache war, dass ich kaum den Alltag auf die Reihe bekam. Wie sollte ich eine Frau nebenher haben?

»Wie andere Männer das machen, weiß ich nicht«, erwiderte ich.

»Ich glaube, das ist einfach. Indem du dich wie ein Arschloch verhältst. Aber, und das ist der Punkt, trotzdem bleibst du niemand, weil du dich verlierst in den ganzen Möglichkeiten.«

»Der Typ mit dem Segelboot passt nicht zu dir«, rutschte es mir raus.

»Das weiß ich«, gab sie zurück.

So war sie. So für sich.

»Warum machst du das?«, wollte ich wissen.

»Ich mag das Suchen.«

Diese Neugierde aufs Leben hatte ich nicht. Ich mochte Risiko nicht, nicht besonders. Aber bei der Arbeit mit den Akten ging es mir ähnlich. Ich musste die Augen offenhalten bei dem, was auf meinen Tisch kam, durfte aber nicht zu fixiert sein, vielleicht so wie ein Raubvogel im Beuteflug.

»Komm mit«, forderte sie mich auf.

»Wohin?«



Wir wohnten erst seit zwei Jahren hier. Ich hatte eine Ewigkeit für meine Dissertation gebraucht, und eine Ewigkeit bedeutete, dass ich das Zeitgefühl verloren hatte. Nicht nur einen Nachmittag oder zwei, was die Arbeit manchmal auch beflügeln konnte, sondern Wochen und Monate. Ich war wie ein Bäcker ohne Waage gewesen.

Irgendwann war meine Frau mit Max und dem zwei Monate alten Leon zu ihren Eltern gezogen. Sie sagte, sie wolle mir den Raum geben, den ich brauche, aber ich sah, dass sie müde war von mir und der Zukunft, die wir uns versprochen hatten. Meine Frau hieß Katja, aber ich sprach ihren Namen nur noch selten aus.

Ich kann mich an nichts, was folgte, erinnern. An keinen Anruf und kein Abendessen allein. Nur daran, dass ich auf einer Bank die glatte, bleigraue Wasseroberfläche des alten Hafenbeckens beobachtet habe. Seine Oberfläche spiegelte die Kaimauer, dazu die Anlegeplätze an ihrem Rand – Stahlpfeiler und Holzpflocke, die tief im Hafenbecken versenkt waren, um selber Anker sein zu können, ihre Spitzen in einem weit hin leuchtenden Gelb lackiert, damit die Kapitäne sie besser ansteuern konnten. Abhängig vom Sonnenstand verdoppelte sich auch das Speichergebäude aus Backstein sowie das frühere Zollamt, ein altes Amtsgebäude, dessen Größe aber darauf schließen ließ, dass der Hafen nie ein bedeutender gewesen war.

Als ich die Dissertation endlich eingereicht hatte und die Zusage für die Stelle als Bearbeiter im Team der Edition bekam, entschieden Katja und ich, hierher

zu ziehen, in eine Gemeinde mit S-Bahn-Anschluss in der Nähe von München, wo sich der Hauptsitz des Instituts befand.

Wir wanderten gern, brauchten aber keine Berge vor der Tür, hatte sie gesagt. Ich widersprach nicht. Ich hatte etwas gutzumachen. Routine im Wohnortwechseln hatten wir, es war unser vierter Umzug.

Auf dem Land musste man aufmerksamer im Merken von Gesichtern sein. Anders als in der Stadt, wo es reichte, sich einmal mit einer Flasche Wein bei den Nachbarn vorzustellen, denen man anschließend vielleicht monatelang nicht mehr über den Weg lief. Ich konnte mir Gesichter aber nicht besonders gut merken. Zum Glück besaß meine Frau ein gutes Gedächtnis. Sie war Pharmavertreterin, und im Gegensatz zur mir hatte sie auf ihren Reisen ständig mit Menschen zu tun.

Für mich bedeutete der Umzug, dass ich regelmäßig nach Berlin fahren musste, wo sich das Archiv befand. Ich nahm mir am Alex eines von diesen möblierten Appartements mit Reinigungsservice. Ich wohnte im vierten von zehn Stockwerken. Die Gänge, von denen die Türen abgingen, waren in ein schummrig gelbes Licht getaucht. Es war eng und kaum Platz für den Housekeeping-Wagen, auf dem sich Handtücher und Laken stapelten, weshalb ich mich jeden Morgen, um in den Aufzug zu kommen, an ihm vorbeidrücken musste.

Was Berlin am Ende doch einte, dachte ich bis dahin, sei ein gewisser Pragmatismus, der in meinem Fall bedeutete, dass ich in einem perfekt ausgeleuchteten Schuhkarton lebte, weil ich mich mit vierzig eben nicht

mehr regelmäßig bei Freunden, die inzwischen alle Familie hatten, einquartieren wollte. Ich konnte es mir leisten, und irgendwo musste ich ja bleiben, denn eine andere Wohnung in der Nähe hatte ich nicht gefunden.

Ich fühlte mich fremd und gehörte nicht dazu, als ob die Stadt mich ausgespuckt hätte. Eines Tages begegnete ich nach Dienstschluss am Alex einem alten Freund, Juri. Ich war auf der Suche nach einem Wasserkocher für die Wohnung und traf Juri bei Saturn. Mit alten Freunden war das so eine Sache. Sie konnten es durchaus noch sein, manchmal stellte sich das im Moment der Begegnung heraus. Wir hatten früher viel Zeit zusammen am Kiosk verbracht. Es war unser Geheimnis gewesen, seine Eltern wussten nichts davon. Wir hatten zusammen Tetris gezockt und einen Kopfhörer so verbogen, dass er auf sein rechtes und mein linkes Ohr passte. Ich war nicht bereit, Juri zu treffen, und duckte mich zwischen den Regalen weg.

Die Stadt war mir fünfzehn Jahre wie eine große Schwester gewesen, die mir alles gezeigt hatte. Jetzt wollte sie nichts mehr wissen von mir. Sogar den Bahnhof Gneisenaustraße, an dem unser alter Kiosk stand, mied ich.

Den Appartementblock, in dem mein Schuhkarton war, umgab diese anstrengende Aura von Anonymität, die die Umgebung zum Nirgendwo degradierte. Ich war auch nicht wie die anderen Gäste, diese dauertelefonierenden Geschäftsmänner in der Lobby mit ihrem Blick ins Nichts, die ihre Rollkoffer neben mich in den Aufzug schubsten.

Aber vielleicht irrte ich mich auch und gehörte doch zu ihnen. Die Stadt wollte mich nicht mehr. Und ich benahm mich wie ein kleiner, gekränkter Bruder. Wenn neu zugezogene Kollegen und Kolleginnen erfuhren, dass ich in Berlin aufgewachsen war und mich nach Ausgehtipps fragten, antwortete ich ausweichend, dass keiner *meiner* Orte mehr existierte. Dann nickten sie und ich wusste nicht, was das bedeutete. Dass ich früher die besten Orte gekannt hatte, die natürlich nicht so geblieben sind, wie sie waren? Oder dass die Zeit mich überholt hatte?

Für Katja war unser neuer Wohnort in Süddeutschland jedenfalls praktisch. Sie konnte ihre Reisettermine in die Zeit meiner Anwesenheit legen und von dort aus ihre Kundinnen und Kunden in der Schweiz erreichen.

Es war eine gute Entscheidung gewesen, hierher zu ziehen. Wir fanden wieder zueinander, langsam und vorsichtig. Und wir waren beide auf unsere Art dazu entschlossen. Die Zahl unserer großen Krisen war gleichauf mit der der Umzüge. Aber diesmal hatte sich etwas Grundlegendes verändert: Wir hatten zwei Kinder. Der Alltag war anstrengend. Tag folgte auf Tag, Woche auf Woche und so fort. Der neue Ort tat uns aber gut. Wie alle anderen, die ihm ähnlich waren, franste er an seinen Rändern bei den Neubausiedlungen aus. Dort lebten wir. Für die Kinder gab es gleich auf der anderen Straßenseite einen Spielplatz, die Wege waren kurz. Wir konnten Max schon die Schule zeigen, auf die er bald gehen würde.

Während wir uns nach dem Umzug wieder näherkamen, begannen viele Ehen um uns herum zu zerbrechen. Es war wie ein Lauffeuer. Es traf die langen und die kurzen, die stabilen und die fragilen, die lauten und die leisen.

Früher hatten wir oft über die Trennungen der anderen gesprochen, wollten sie verstehen und erklären. Ob es Anzeichen gegeben hatte? Ob es längst überfällig gewesen war? Ich gebe zu, es war dabei auch um uns gegangen, denn es hatte geholfen, uns wieder zu verorten. Und ja, ich gebe zu, dass ich Angst hatte, dieser Sog könne auch uns erfassen. Doch seit wir hier wohnten, wurden wir uns mit jedem Tag wieder gewisser. Wir befanden uns in einer Aufwärtsbewegung. Wir kannten uns, wir waren uns nah. Nur einen Nachteil hatte diese Vertrautheit: Man bemerkte die Zweifel des anderen. Wir wussten aber, wie wir sie überwinden konnten: indem wir ihnen einen Haken schlugen. Und wenn einer von uns beiden nicht dazu in der Lage war, musste es der andere tun.

Die Frau mit den roten Haaren lief jetzt vor mir auf dem handtuchbreiten Bürgersteig, wir konnten nicht nebeneinander gehen, das Ergebnis der typischen Stadtplanung der Sechzigerjahre in Westdeutschland. Ich lief einen halben Schritt hinter ihr und sah, wie ihre Haare während des Gehens auf und ab wippten.

## **Enni**

Ich arbeitete mit Menschen, war aber nur noch selten neugierig auf sie. Eine Form von Burnout, den hatte

ich mir selber diagnostiziert. Bei Jan war das anders. Als ich ihn vor der Tankstelle mit dem Eis stehen sah, wollte ich sofort alles wissen über ihn.

Jan hatte kein Gefühl für sich. Wo er auftauchte, zog er die Blicke auf sich, bemerkte es jedoch nicht. Er saugte Situationen wie ein Schwamm auf, aber nicht, um sich einen Vorteil zu verschaffen, sondern um zu verstehen. Er traf mit dem, was er sagte, ins Schwarze, aber war sich selbst fremd. Wie ging das zusammen?

## Jan

Wir waren am Gerätehaus der Feuerwehr angekommen. Sie hielt einen schwarzen Chip vor ein graues Kästchen, das wie eine Gegensprechanlage aussah. Es blinkte zweimal blau, dann war die Tür offen. Als sie die Lichtschalter drückte, klickte das Echo der sich schließenden Schaltkreise durch die Halle. Die Neonlampen begannen zu blinzeln und tauchten alles in eine aufscheinende Helligkeit.

In der Halle waren vier große Fahrzeuge geparkt, ein rotweißer VW-Transporter duckte sich vor ihnen. Es roch nach Diesel und Öl. Sie ging zu einem Regal hinter den Fahrzeugen, in dem ein Durcheinander an Dingen aufbewahrt war. Kabel, Kupplungen, Putzmittel, Besen, Eimer, ein gelb lackierter Generator, Kanister, rote Schläuche in verschiedenen Längen und Stärken, zu einer Acht geschnürte Seile. Ich hatte aber bei den meisten Sachen keine Ahnung, was das war.

Sie nahm eine Taschenlampe aus der Ladehalterung und leuchtete mir auf die Brust.

»Wie heißt du?«

»Jan. Und du?«

»Ich bin Enni.«

»Enni«, wiederholte ich. »Woher kommt der Name?«

Sie machte die Taschenlampe wieder aus.

»Wieso muss alles irgendwo herkommen? Ich bin Enni, du bist Jan, und du magst Haselnusseis. Jetzt komm, los geht's.«

So war sie.

Sie leuchtete mit der Taschenlampe auf den Trampelpfad, der im Schatten des Bahndamms lag. Wir liefen an den Feldrainen entlang zu mir nach Hause.

»Kannst du das?«, fragte ich sie. Ich kam mir vor wie ein Einbrecher, während Enni sich vor unserer Haustür bückte und ich die Taschenlampe hielt. Sie überlegte kurz über ihrem Portemonnaie, welche Karte sie benutzen sollte, um die Tür zu öffnen, und entschied sich für den Personalausweis. Mit der nächsten Bewegung zog sie ihn energisch, aber beinahe unhörbar durch das zugeschnappte Schloss.

»Bitte sehr«, rief Enni, trat beiseite und deutete eine Verbeugung an wie eine Zauberkünstlerin im Zirkus.

Ich dachte an meine Frau, die es nicht ausstehen konnte, wenn ich vergessen hatte, die Tür abzuschließen. Wenn es mir passiert war, rief sie mich jedes Mal an, um es mir zu sagen. Sie bat nie jemanden in unsere Wohnung außer die Freunde unserer Kinder, die waren willkommen. Wenn eine Nachbarin etwas wollte, antwortete sie gestikulierend aus dem Türrahmen heraus, trat aber keinen Schritt beiseite. Spielgefährten von

Max wurden dem abholenden Elternteil nur direkt an der Tür übergeben. Wenn sie ihn dann rief, gehorchte er ihr ohne Widerrede. Er gehorchte auf eine Art, die mir jedes Mal unerklärlich und unheimlich war. Er tat, was sie verlangte, sofort, ohne Erinnerung oder Ermahnung.

Wenn sie so in der Tür stand, erinnerte sie mich an den *Angelus Novus* von Paul Klee. Die Zeichnung zeigt einen Engel. Er hat seine aufgerissenen Augen auf die Vergangenheit gerichtet, die Arme ausgebreitet und gleichzeitig die Hände nach oben gestreckt, als ob er sich schützen will. An das Bild, das mich schon lange begleitete, musste ich denken, wenn ich Katja sah, wie sie Nachbarinnen an der Tür abwehrte, während wir – Max, Leon und ich – uns hinter ihr befanden und sie sich nicht zu uns umdrehte.

An diesem Abend war es jedenfalls ein Glück gewesen, dass ich die Haustür nicht abgeschlossen hatte und Enni sie so öffnen konnte. Ich stieg über die Legobausteine von Max und schob das Bobbycar von Leon beiseite. Es roch nach Babywindeln und Katjas Apfelschampoo. Enni kam nicht hinein, als ob sie bemerkte, dass sie damit eine Grenze übertreten würde. Sie blieb auf der Türschwelle stehen. Die Schlüssel waren nicht im Wohnzimmer und nicht auf dem Küchentisch. Nirgends.

»Komm, wir finden sie. Du hast sie bestimmt draußen verloren«, rief sie mir zu, als ich dieselben Orte zum dritten Mal absuchte und es keinen anderen Platz mehr gab, wo ich sie gelassen haben konnte.